Samstag/Sonntag, 9./10. März 2024, Nr. 58 Süddeutsche Zeitung

Mehr als Schule

In Familiengrundschulzentren geht es nach Unterrichtsschluss erst richtig los: Eltern besuchen Deutschkurse, Kinder lernen Parcours, abends gibt es Konzerte. Ein Ortsbesuch in Bielefeld-Sennestadt.

Von Kathrin Müller-Lancé

Die ersten Tipps, die er hier Eltern gegeben hat? Torsten Klemme-Gobbetto überlegt kurz. Während der Pandemie war das, sagt er dann, da meldeten sich immer wieder Eltern bei ihm, weil sie ihre Kinder überhaupt nicht aus dem Bett bekamen. In der Schule gab es damals nur die Notbetreuung, viele Kinder sahen es dafür offenbar nicht ein aufzustehen. Er habe die Eltern erst mal gefragt, wie sie ihre Kinder eigentlich wecken, sagt Klemme-Gobbetto. Ob sie nur die Tür aufmachen und „Aufstehen" rufen, oder ob sie sich vielleicht ein paar Minuten auf die Bettkante setzen, dem Kind über den Kopf streicheln, „Guten Morgen" sagen. „So was reicht manchmal schon."

Klemme-Gobbetto, 45, Glatze, tätowierte Unterarme, Baggy-Hose, sitzt in einem Zimmer der Hans-Christian-Andersen-Schule in Bielefeld-Sennestadt.

Es ist Freitagnachmittag, kurz vor drei, gleich kommen die Kinder und Eltern zum offenen Nachmittag. Dann wird in der Küche nebenan Geschirr klappern, es wird nach Waffeln und Kaffee riechen. Seit vier Jahren bietet die Schule solche offenen Nachmittage für Schüler und ihre Eltern an, seit aus der Grundschule ein „Familiengrundschulzentrum" wurde.

Hinter dem sperrigen Begriff steht, so fasst es Klemme-Gobbetto zusammen, „dass Schule mehr als Schule sein sollte". Das heißt: Hier sollen die 350 Schülerinnen und Schüler nicht nur zwischen 7.15 und 13.15 Uhr Schreiben, Lesen und Rechnen lernen, sondern auch Familien und Menschen aus dem Stadtviertel zusammenkommen. Es soll ein Ort sein, an dem Eltern Deutschkurse besuchen können, an dem Kinder Parcours lernen, an dem es abends Konzerte gibt – und an dem, wie an diesem Freitagnachmittag, Schüler, Mütter und Väter einfach vorbeikommen können, um zu reden, untereinander, aber auch mit den beiden Sozialpädagogen.

Thorsten Klemme-Gobbetto ist der pädagogische Leiter des Zentrums. Zusammen mit seiner Kollegin Rabea Bergmann ist er vor allem für die Beratung von Eltern und ihren Kindern zuständig. Man könnte auch sagen, sie sind so was wie Streetworker für die Schule, angesiedelt irgendwo zwischen Eltern und Lehrern. Jeden Freitag findet der offene Nachmittag statt. Vormittags laufen die Sozialpädagogen auch mal über den Schulflur, gucken in die Zimmer, „einfach um Hallo zu sagen", passen fünf Minuten auf eine Klasse auf, wenn die Lehrerin auf die Toilette oder zum Kopierer muss. Manchmal bieten sie auch Ausflüge an, zum Wandern, ins Theater, in den Tierpark. Oder sie machen mit den Familien Spaziergänge durch den Stadtteil, zeigen, wo es Spielplätze gibt, wo die Beratungsstelle für Alleinerziehende ihren Sitz hat, wo das Jobcenter liegt.

2014 startete das erste Familiengrundschulzentrum als Modellversuch in Gelsenkirchen, seitdem sind in Nordrhein-Westfalen etwa 150 solcher Zentren entstanden. Das Vorbild sind die Eltern-Kind-Zentren, die es im Kita-Bereich schon länger gibt. Inzwischen haben sich auch andere Bundesländer von den Familiengrundschulzentren inspirieren lassen. In Sachsen gibt es seit diesem Schuljahr zehn Familiengrundschulzentren, in Rheinland-Pfalz sieben.

„Familiengrundschulzentren sollen Eltern in die Lage versetzen, ihre Kinder in deren Entwicklung besser begleiten zu können", heißt es zum Beispiel in einem Statement des Kultusministeriums in Nordrhein-Westfalen, sie sollten zu „Knotenpunkten" in sozial benachteiligten Stadtteilen werden. Kann das wirklich funktionieren?

Wie nötig das zumindest wäre, hat Ende des vergangenen Jahres mal wieder die Pisa-Studie gezeigt. Der Bildungserfolg hängt in Deutschland nach wie vor stark vom Elternhaus ab. Die sozial privilegierten Schülerinnen und Schüler schnitten in der Studie zum Beispiel in Mathematik so gut ab wie in wenigen anderen Ländern, dafür war der Unterschied zu den sozial benachteiligten Schülern besonders groß. Auch Jugendliche mit Migrationsgeschichte schnitten schlechter ab.

Bildungsexperten führen das auf das Schulsystem in Deutschland zurück. Die frühe Aufteilung der Kinder nach der vierten Klasse, der nur schleppend ausgebaute Ganztag. Wer keine Eltern hat, die Deutsch sprechen, die nachmittags bei den Hausaufgaben helfen oder fragen, wie es in der Schule war, hat es mit hoher Wahrscheinlichkeit schwerer, im Unterricht mitzukommen. „Unsere Idee war bislang: Wir brauchen Schulen, die alle Defizite des Elternhauses ausgleichen. Das war naiv", sagte Pisa-Chef Andreas Schleicher kürzlich in einem Interview, „wir können es ohne die Eltern nicht schaffen."

„Wir können es ohne die Eltern nicht schaffen", sagt Pisa-Chef Schleicher

Genau da sollen die Familiengrundschulzentren ansetzen. Indem sie niedrigschwellige Beratung anbieten, indem sie sich auch öffnen für Eltern, die nicht gut Deutsch sprechen oder selbst keine guten Erfahrungen mit der Schule gemacht haben. „Viele Eltern haben weniger Hemmungen, zu uns zu kommen als zu einem Lehrer oder der Schulleitung", sagt Klemme-Gobbetto. Familiengrundschulzentrum sagt in Bielefeld-Sennestadt übrigens niemand. Hier ist es einfach das FGZ.

Bielefeld-Sennestadt, der Stadtteil, in dem die Hans-Christian-Andersen-Schule liegt, ist das, was man gemeinhin einen sozialen Brennpunkt nennt. Im Schulsozialindex des Landes NRW, der anhand verschiedener Kriterien misst, wie hoch der Anteil sozial benachteiligter Schüler ist, liegt die Schule auf Stufe 7 von 9. Wer von der Innenstadt dort hin möchte, fährt am besten mit dem Auto, ein paar Kilometer Landstraße, ein Stück durch den Teutoburger Wald. Der Bezirk entstand in den Fünfziger- und Sechzigerjahren, eine Planstadt, vor allem für Heimatvertriebene und Geflüchtete. Heute leben 22 000 Menschen hier. Jeder Zweite hat einen Migrationshintergrund, jeder Sechste bekommt Sozialleistungen. So hoch sind die Quoten in keinem anderen Bielefelder Bezirk.

Den Begriff „Brennpunkt" mag Sozialpädagoge Klemme-Gobbetto trotzdem nicht. „Ich sage einfach Einzugsgebiet. Oder Stadtteil mit Special Effects." Wenn man Stadtteile als Brennpunkte abstempele, verstärke man oft die Probleme nur, findet Klemme-Gobbetto. Denn das schwäche das Selbstbewusstsein der Leute, die dort wohnen. Und wer kein Selbstbewusstsein hat, traue sich auch nicht, an die Schule zu kommen, wenn das Kind Probleme hat, der traue sich nicht, mit den Lehrern oder dem Schulleiter zu sprechen.

„Dabei ist gerade das so wichtig", sagt seine Kollegin Rabea Bergmann.

Hinzu kommen die sprachlichen Hürden: Mehr als ein Drittel der Eltern spreche nur schlecht oder gar kein Deutsch, schätzt Klemme-Gobbetto. 18 Verkehrssprachen haben sie an der Schule. Zum Beispiel Türkisch, Polnisch, Russisch, Ungarisch und Tamil, eine Sprache, die unter anderem in Sri Lanka gesprochen wird. Mit den Eltern überhaupt in Kontakt zu kommen, ist deshalb erst mal das Wichtigste. Als die beiden vor vier Jahren anfingen, stellten sie vor der Schule einen Stand auf, buken Waffeln und verteilten Flyer mit Piktogrammen. Eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen wiesen auf das Eltern-Café hin.

An diesem Freitagnachmittag sind in der Schule gleich mehrere Räume belegt: In der Küche rühren Kinder Mehl und Eier für den Waffelteig zusammen.

Nebenan bedrucken Mütter T-Shirts und Pullis mit dem Logo der Schule. Am Ende des Flurs haben Mitarbeiter des Quartierprojekts Youschool, mit dem die Schule zusammenarbeitet, Tische aufgebaut.

Hier können die Kinder kleine Stop-Motion-Filme mit einem Tablet aufnehmen und mit Airbrush-Pistolen Bilder malen.

Zwischendurch werden die Sozialarbeiter immer wieder von Eltern oder Schülern angetippt, verschwinden in einer ruhigen Ecke, um zu reden. Später werden sie von Kindern erzählen, die sich fragen, wie sie ihren Eltern nur beibringen sollen, dass sie rauchen. Von Jungs, die sich wünschen würden, dass ihr Papa sie mal in den Arm nimmt. Aber es geht immer wieder auch um schwerwiegende Probleme, um Schwierigkeiten beim Wechsel auf die weiterführende Schule, Depressionen, Bulimie.

In der Küche, in einem Glitzerpulli auf der Heizung, sitzt Maria Skuratov, 42. Sie komme ursprünglich aus Sibirien, erzählt sie.

Mit zwölf Jahren kam sie nach Sennestadt, lernte später ihren Mann kennen, bekam drei Kinder. Die älteren beiden sind schon auf weiterführenden Schulen, ihr jüngster Sohn Delian geht in die erste Klasse. Weil ihr Mann tagsüber arbeitet, ist sie froh, wenn sie hier ein bisschen Gesellschaft bekommt, mit den anderen Mütter reden und Kaffee trinken kann.

„Für Eltern gibt es hier ja sonst keine Angebote", sagt Daniela Schunke, 42, eine schmale, blonde Frau mit schwarzer Steppjacke und Nasenpiercing.

Ihre Tochter Hannah geht auch in die erste Klasse, ihr Sohn Niklas studiert Erziehungswissenschaften und jobbt in der Ganztagsbetreuung der Schule. Schunke ist alleinerziehend, gerade ist sie krankgeschrieben, sonst räumt sie bei Rewe die Regale ein. Fast jeden Freitag kommt sie hierher. Vor allem während ihrer Trennung habe Torsten Klemme-Gobbetto ihr geholfen, etwa dabei, Anträge auszufüllen fürs Wohngeld und das Bildungs- und Teilhabepaket, aus dem Eltern Zuschüsse für Schulausflüge, Kantinenessen oder Nachhilfe bekommen können. „Ich wusste vorher gar nicht, dass es das alles gibt."

Nein, leider könnten sie nicht immer helfen, sagt Klemme-Gobbetto. Es gebe immer wieder einzelne Fälle, in denen Eltern keine Lust hätten oder sich sperrten. „Das muss man akzeptieren." Allerdings auch nur so lange, wie das Kindeswohl nicht gefährdet sei. Manchmal, wenn auch selten, komme es vor, dass Kinder regelmäßig ohne Frühstück und Schulbrot in die Klasse kommen, dass sie im Winter nur ein T-Shirt anhaben, nicht gedusch sind, oder gar nicht in die Schule kommen, weil niemand zu Hause darauf achtet. Mindestens dreimal im Monat seien sie mit dem Jugendamt in Kontakt. Ein „Knotenpunkt" zu sein, bedeutet auch, mit anderen Institutionen zusammenzuarbeiten, mit Schulpsychologen, mit dem Jugendzentrum, der Arbeiterwohlfahrt.

Draußen auf dem Bolzplatz vor der Schule spielen an diesem Nachmittag ein paar Jungs und ein Mädchen Fußball. Fragt man die Kinder, in welche Klasse sie gehen, sagen sie: in die Fünfte. Sie gehen inzwischen auf die Realschule, die Gesamtschule – und kommen trotzdem jeden Freitag zurück an ihre alte Grundschule. So wie Johanna, die zehn Jahre alt ist. In ihrer neuen Klasse an der Gesamtschule sei sie die Einzige aus ihrer alten Grundschulklasse, mit den neuen Mitschülern, den neuen Lehrern und den neuen Fächern sei das gar nicht so einfach. „Torsten hat mir schon geholfen, wenn ich Streit mit meiner Mama oder meinen Freunden hatte", sagt sie.

In anderen Ländern sind multiprofessionelle Teams längst Standard an Schulen

An diesem Nachmittag macht der sich um einen Neuntklässler Sorgen, der ihn unter der Woche kontaktiert hatte, weil er Probleme auf der Realschule hat. Eigentlich wollte er an diesem Nachmittag vorbeikommen, um zu reden – aber bisher war er nicht da. Klemme-Gobbetto nimmt sich vor, später bei seinen Eltern anzurufen. Er kennt sie noch von früher.

Die Tatsache, dass auch Kinder aus der fünften, sechsten, manchmal eben sogar der neunten Klasse noch zu ihm kämen, zeige, dass es da eine Lücke im deutschen Bildungssystem gebe, sagt Klemme-Gobbetto. Es fehlten Leute wie er und seine Kollegin, die zwar pädagogisch ausgebildet sind, aber nicht wie Lehrer Unterrichtsstoff vermitteln müssen, die deshalb zwischen Eltern, Lehrern und Kindern vermitteln können. In anderen Ländern, zum Beispiel Finnland oder Kanada, sind sogenannte multiprofessionelle Teams aus Schulsozialarbeitern, Sonderpädagogen, Psychologen, längst Standard an Schulen.

In Bielefeld muss die verantwortliche Stelle der Stadt noch jedes Jahr einen Antrag einreichen, um das Geld für die Familiengrundschulzentren vom Land bewilligt zu bekommen. An der Hans-Christian-Andersen-Schule hofft man, dass die Förderrichtlinien für Familiengrundschulzentren verstetigt werden – und sie nicht jedes Jahr wieder bangen müssen, ob es weitergeht.

Wenn er mit Eltern darüber spreche, wo sie gern Unterstützung hätten, merke er, dass es eigentlich noch viel mehr Angebote bräuchte, sagt Klemme-Gobbetto. Einen Sprachkurs für Kinder zum Beispiel, oder jemanden, der einmal pro Woche und am besten auf mehreren Sprachen erklärt, wie man Anträge fürs Kinder- oder Wohngeld ausfüllt. „Wir haben noch ein paar Baustellen vor uns."

Es ist inzwischen fünf Uhr geworden, über dem Bolzplatz wird es langsam dunkel, im Flur hängt noch der Geruch von Waffeln. Die ersten Eltern und Kinder sind schon wieder abgezogen, Torsten Klemme-Gobbetto steht draußen vor der Tür und hat sich eine Zigarette angezündet. Kurz durchschnaufen.

Da kommt ein Junge im orangefarbenen Kapuzenpulli ums Eck, trippelt von einem Fuß auf den anderen.

„Ich glaub, ich hab jetzt gleich noch ein Gespräch", sagt Klemme-Gobbetto, und drückt die Zigarette aus.

Ein Freitagnachmittag an der Hans-Christian-Andersen-Grundschule in Bielefeld: Kinder nehmen Stop-Motion-Filme auf oder backen Waffeln, während die Mütter nebenan Pullis mit dem Logo der Schule bedrucken oder mit Torsten Klemme-Gobbetto (rechts), einem der beiden Sozialarbeiter der Schule, ins Gespräch kommen. FOTOS: CHRISTINA LUX